

Hütten-Zeitung

des

Schalker Vereins



Vereinigte Stahlwerke Aktien-Gesellschaft



8. Jahrgang

Zuschreibern sind unmittelbar an die Schriftleitung „Hütten-Zeitung“ zu richten

28. Dezember 1928

Nachdruck nur unter Quellenangabe und nach vorheriger Einholung der Genehmigung der Hauptschriftleitung gestattet

Nummer 49

Die bevorstehenden Reparationsverhandlungen

Je näher der Termin zur endgültigen Regelung des Reparationsproblems heranrückt, um so bedenklicher häufen sich in den Gläubigerstaaten die Stimmen, die Deutschlands „ungebrochener Willenskraft und Wirtschaftskraft“ eine auffällige Referenz erweisen. Der Zweck dieser Schmeicheleien ist augenfällig. Man bewundert wider besseres Wissen einen deutschen „Wohlstand“, der in Wirklichkeit nicht vorhanden ist — man täuscht der öffentlichen Weltmeinung ein „reiches, blühendes Deutschland“ und einen „unerwartet raschen Wiederaufschwung“ unserer industriellen Kräfte vor, um von vornherein Stimmung für Reparationsforderungen zu machen, die auf Deutschlands wirkliche Wirtschaftslage nicht die geringste Rücksicht nehmen. Wenn daher führende Staatsmänner und Zeitschriften der Gläubigerstaaten immer wieder darauf hinweisen, daß das Deutschland von heute wesentlich besser daran sei als jenes französische Staatswesen, dem man vor vier Jahren den „Dawesplan verschrieben“ habe, so kann eine solche Verdrehung des wirklichen Zustandes nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Von einer irgendwie befriedigenden Stärkung des deutschen Kapitalmarktes infolge der mehr als zweifelhaften „Dawesmedizin“ kann auch heute noch keine Rede sein. Nicht allein die fortwährenden Auslandsanleihen, sondern vor allem der beispiellos hohe Zinsfuß, dieses untrügliche Wahrzeichen der deutschen Kapitalarmut, strafft jene durchsichtigen Zweckbehauptungen Lügen.

Es muß immer wieder mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß wir unsere reparationspolitischen „Verpflichtungen“ schließlich nur durch entsprechende Ausfuhrüberschüsse einlösen können, daß uns aber alle Voraussetzungen für eine derartige Aktivierung unseres Außenhandels fehlen. Weder ist die deutsche Volkswirtschaft infolge der hohen äußeren und inneren Belastungen in dem erforderlichen Maße bewerbefähig, noch ist angesichts der hohen Zoll-Ausland gegen unsere Erzeugnisse abriegelt, eine unsere Ausfuhr derart steigern könnte, daß wir die reparationsgläubiger erforderlichen Devisen in und das sind schließlich alles Tatsachen, die hinlänglich dann zwangsläufig zu dem unerbittlichen schließgültigen Lösung des Reparationsproblems ohne betr

überspannten Forderungen der Alliierten nicht denkbar ist. Da aber weder Frankreich noch England, noch Amerika — um die wichtigsten beteiligten Staaten zu nennen — zu irgendwelchen Konzessionen bereit sind, und da insbesondere Frankreich nach wie vor die Reparationsfrage mit seiner sog. „Sicherheit“ verbindet, während England die deutsche Wirtschaftskonkurrenz mit möglichst hohen Tributlasten niederzuhalten sucht, so hat auch Deutschland keinen Grund, abermals das alleinige Opferlamm zu sein und sich ober-

drein seine letzten Wirtschaftspfünder mit samt dem Transferschutz (Währungsschutz!) aus der Hand reiß zu lassen. Wenn Deutschland nach wie vor sämtliche Verluste seiner Kriegsgegner auf sich nehmen soll, dann wird es hohe Zeit, daß Deutschland auch seine eigenen Verluste und vor allem die verheerende Zerrüttung seines Kapitalmarktes in Gegenrechnung stellt, die ihm der aufgezwungene Krieg und vor allem die feindliche Blockade zugefügt haben. Während nämlich die feindlichen Industrien und wirtschaftlichen Kraftzentren nach Beendigung des Krieges durchaus intakt und technisch auf der Höhe waren, lag die deutsche Wirtschaft infolge des langjährigen Abgeschiedenseins von den Hilfs- und Erneuerungsquellen der Weltwirtschaft vollständig erschöpft, verbraucht und für die inzwischen weitgehend fortgeschrittene und rationalisierte Weltwirtschaft untauglich da. Deutschlands Kapitalkraft war zerfallen und trotz zähesten Wiederaufbauwillens, trotz all der teuren Auslandsanleihen zur „Anfurbelung der deutschen Wirtschaft“, trotz der Glanzzeiten neuer deutscher Technik sind wir auch heute noch weit davon entfernt, unsere durch die Blockade und ihre Folgen zerstörte Kapitalkraft auch nur einigermaßen befriedigend wieder hergestellt zu haben. Es ist unerfindlich, weshalb man sich deutscherseits über diese Seite des Reparationsproblems immer wieder in Schweigen hüllt.

Ganz gewiß besaß die deutsche Wirtschaft in den letzten Jahren ungeheure Verdienste zum Wiederaufbau, dienten den und ausgepowerten deutschen Produktionsverhältnissen der Weltwirtschaft, von Mehrwert“, zu eigener Kapitalkraft — als Folge des uns aufgezwungenen Fort. Der unbestechliche Beispielslos hoher Kapitalzins, wie Export“ mit erfreulicher Sachlichkeit



(Originalfoto von ...)

schrieb, daß „ein Land wie Deutschland, das für ausländisches Leihkapital noch immer zehn Prozent Zinsen zahlen müßte, nicht als so gedeihend angesehen werden könne, wie das vielfach geheiße“. Die deutschen Unterhändler werden diesen gewaltigen Gegenposten — durch Krieg und Blockade verursachter — deutscher Kapitalnot nicht übersehen dürfen, wenn die Gegnerstaaten auf ihre Kriegsverluste hinweisen und mit überpannten Forderungen kommen. Und auch daran werden unsere Unterhändler denken müssen, was Raymond Poincaré am 20. Dezember 1920 im „Temps“ schrieb: „In der Tat, wenn es nicht die Zentralmächte waren, die den Krieg verursachten, warum sollten gerade sie verurteilt sein, den Schaden zu bezahlen? Aus einer geteilten Verantwortlichkeit folgt notwendig und gerechterweise auch eine Aufteilung der Kosten!“

Mögen unsere verantwortlichen Führer — der unermesslichen Bedeutung dieser Dinge bewußt — in der Entscheidungssunde um das entsprechende Beweismaterial nicht verlegen sein!

Industrieller Friede

Paul Lensch, lange Zeit ein führender sozialdemokratischer Politiker, hat in einem während des Krieges erschienenen Buche ausgeführt — Lensch war Marxist und baute auf entsprechenden Gedanken auf —, daß die Rolle des Ausbeuters und Ausgebeuteten nicht mehr, wie Marx es dargestellt habe, vom Kapitalisten bzw. vom Arbeiter gespielt werde, sondern daß sich nun gegenüberstünden Völker gegen Völker. Auf der einen Seite die die Machtmittel besitzenden und ausnützenden Herrenvölker, auf der anderen Seite die ihrer äußeren Macht beraubten, wirtschaftlich geschwächten Anechtvölker. Deutschland gehöre zu den ausgebeuteten Nationen, aus der die anderen herauspreßten, was sie nur herauspressen konnten. Betrachten wir das Bild genauer. Beim Pressen entsteht Druck. Die zusammengepreßten Teile üben einen starken Druck gegeneinander aus. So ist's bei uns; überall drängen, stoßen, reiben wir uns aneinander, und sehr oft glauben wir, der andere, der Nachbar sei der Ruppige, der Böswillige. Viele sehen es nicht, daß letzten Endes der äußere Druck uns so im Inneren aneinanderreißt. So stehen sich denn in Deutschland, in dem Lande, das gegen die Ausbeutung durch die stärkeren Herrenvölker ganz besonders einmütig zusammenhalten muß, die einzelnen Schichten des Volkes erbitterter und verbissener gegenüber als anderswo. Die von Natur aus für einander bestimmten Glieder der Produktion: „Kapital und Arbeit“ haben sich noch nicht zu einer dauerhaften Zusammenarbeit gefunden. Keiner traut dem anderen. Daß bei uns das gegenseitige Mißtrauen tiefer eingewurzelt ist als in anderen Ländern erkennen wir z. B. daran, daß in England und Amerika, in denen man auf beiden Seiten das Unnütze der Gegnerschaft eingesehen und erkannt hat, daß Kapital und Arbeit, vereint, die Leistungskraft des einzelnen und der ganzen Nation steigern, mächtige Bewegungen eine Annäherung der feindlichen Brüder erstreben. „Industrieller Friede“ ist das Lösungswort einer neuen Bewegung, die einen ehrlichen Ausgleich der Kräfte fordert und allen Teilen der Industriebürger zu ihrem Recht verhelfen will.

Noch wichtiger ist der „Industrielle Friede“ für Deutschland. Es ist vor kurzer Zeit ein Buch erschienen beim Verlag von Paul List in Leipzig, herausgegeben von J. Davis und Th. Lüddecke, das diesen verheißungsvollen Titel trägt: „Industrieller Friede“.

Das Buch enthält Aufsätze aus der Feder bedeutender amerikanischer und deutscher Industrieführer, amerikanischer Gewerkschaftsvertreter, unabhängiger Kaufleute, die sehr freimütig ihre Ansichten über die Möglichkeit eines industriellen Friedens entwickeln. Die Forderungen, die dort erhoben werden, stimmen oft nicht auf unsere Verhältnisse; manches müssen wir resignierend von dem Glauben des besser gestellten, wirtschaftlich und sozial glücklicher gelagerten Amerikaners abstreichen, aber übrig bleiben immer noch viele beachtliche Einzelheiten. Als wesentlicher Eindruck bleibt vor allem eine Achtung vor dem Glauben, der Tapferkeit und der anständigen Gesinnung, von der das ganze Buch erfüllt ist.

Besonders wertvoll ist der einleitende Artikel, den der deutsche Herausgeber Lüddecke verfaßt hat und der eigentlich der Höhepunkt des ganzen Buches ist.

Aus dieser Einleitung folgen einige ausgewählte Sätze und Abschnitte, die allerdings sehr reichlich mit Fremdworten gespickt, aber trotzdem hoffentlich verständlich sind.

... Kein noch so menschenfreundliches Wirtschaftssystem, das dem Arbeiter alle Schätze dieser Erde verspräche, könnte die gleichsam kosmisch bedingten Grunderfordernisse des menschlichen Lebens, die Notwendigkeit der Arbeit und die Tatsache der Unlustgefühle, die diese Arbeit mit sich bringt, aus der Welt schaffen.

... Solange die engstirnig formulierten Begriffe „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ noch unerschütterte feststehen im Bewußtsein der Massen, wird es keinen industriellen Frieden geben. Nicht der Schuhfabrikant „gibt“ die Arbeit, sondern der Schuhbedarf. Läufst du barfuß? Nicht der Wursthändler gibt die Arbeit, sondern der Wursthunger. Du lebst wohl vegetarisch, wie? Der Konsument ist der wahre Arbeitgeber.

... Kein Wirtschaftssystem — mag es auch mit noch so viel Menschenfreundlichkeit ausgedacht sein — kann die Menschheit davon befreien, zu arbeiten, und die Unlustgefühle auf sich zu nehmen, die diese Arbeit eventuell mit sich bringt.

... Praktisch gesehen, kann es für die in Frage stehenden Schwierigkeiten immer nur das Optimum einer Lösung geben. Dieser Lösung gilt es aber mit allen Kräften zuzustreben, und diese Lösung ist eine Frage kooperativer Organisation, keine Frage des Klassenkampfes. Durch Barrikadenkämpfe erzeugt man keine Kartoffeln, Automobile erst recht nicht.

... „Kapital und Arbeit!“ Diese Kampfpositionen sind veraltet und schief. Sie entsprechen den modernen industriellen Einsichten einfach nicht mehr. Schlägt man in der Diskussion mit diesen Hämmern immer wieder, so wird das Eisen nie eine produktive Form annehmen. In unserer Technik verbessern wir doch die Gieß- und Schleifmethoden ebenfalls noch täglich! Wenn uns Dampfhammer zur Verfügung stehen, lassen wir doch den armfertigen Vorschlaghammer unserer Großväter ohne viel traditionellen Schmerz beiseite. Die „sozialen Fragen“ im heutigen Status ihrer Formu-

Unfallsicher und nahrhaft



lierung werden nie „gelöst“ werden. Wir müssen — eine andere Form der Klärung gibt es nicht — ganz von neuem anfangen zu fragen.

... Macht man sich daran, praktisch-konstruktiv über die Erfordernisse einer gegebenen wirtschaftlichen Situation nachzudenken (z. B. Vereinheitlichung der Typen in der Automobilindustrie, Standardisierung der landwirtschaftlichen Produkte usw.), so wird die Gelegenheit, sich „politisch“ zu zanken, schon viel geringer sein. Ob nun ein „Kommunist“ oder ein „Faschist“ sich daran macht, eine Dampfturbine zu installieren — funktionieren die Ventile nicht oder ist das Gehäuse nicht genügend abgedichtet, so verbrennen sich beide. Die Gesetze der Dampfturbine sind nämlich höchst unpolitisch veranlagt. Nun sind aber gut funktionierende Dampfturbinen unter anderem nötig, um zu Produktionsresultaten zu kommen, die uns alle ernähren. Um den Besitz solcher Resultate streitet man sich doch aber zum großen Teile — oder?

... Was uns heute fehlt, sind Realisierungspläne, oder, wie Ford es nennt: „soziale Grundrisse“. Wir haben heute keine allzu große Achtung vor bloßen Büchern mehr. Wir schätzen sie nur, wenn sie irgendwie Konstruktionspläne des Zukünftigen sind. Wer möchte ein bloßer Leser sein, wenn die Welt brennt?

Wir brauchen außer diesen Konstruktionsplänen des Zukünftigen, in denen das Optimum einer Lösung vorbereitet wird, einen neuen Lebensstil. Wir brauchen eine Lebenstechnik, die zwischen Maschinen nicht versagt. Wir brauchen Menschen, in deren Gesichtern der asketische Ausdruck einer rückhaltlosen Opferbereitschaft nicht zu verkennen ist.

Wenn du einen neuen Mann einstellen willst, so führe ihn zuvor durch deine Gießerei, wo einige der tapfersten Soldaten der großen industriellen Armee mit nadtem Oberkörper, schweißtriefend an ihren Gießformen arbeiten. Brennt ihm da der weiße Stehragen am Halse, dann nimm ihn. Dann ist es dein Mann!

Führe ihn durch deine Maschinenfabrik, wo eine Maschine neben der anderen steht. Die Soldaten der industriellen Armee stehen davor, bedienen ihre technischen Helfer. Durch den Lärm sind sie gegeneinander völlig abgedichtet. Man müßte schon in ein Bergwerk gehen, um einen Ort zu finden, wo der einzelne noch einsamer ist als an der ratternden Maschine. Die Gesichter dieser Leute sind mit asketischer Andacht auf das Werkzeug gerichtet. Wenn dein Mann dann den Wunsch äußert, zuvor den Rod ausziehen zu dürfen, ehe ihr durch den nächsten Maschinenaal geht, dann nimm ihn. Dann ist es dein Mann! Soziale Unterschiede inmitten der imposanten Feierlichkeit moderner Maschinen? Armselige Gemütshaltung!

Es gibt auch Sklaven in dieser Welt. Wir müssen uns sogar bemühen, das Heer dieser Sklaven möglichst noch zu vermehren. Der letzte Arbeiter an der Maschine kommandiert ein Heer solcher Sklaven: die kosmischen Kräfte nämlich, die in seiner Maschine brauen. Wie ist es mit der Herrschsucht? Es kann gar nicht genug Herrschsucht geben auf dieser Welt. Herrschsucht gegenüber der toten Materie, die es gilt, durch einen elastischen Geist und durch geschickte angelegte Muskulation in die dienstbare Form zu pressen. Lokomotiven, Automobile entstehen. ...

... Das wahrhaft Tragische unserer Zeit ist vielleicht, daß wir gezwungen sind, heroische Gefühle, wenn wir sie realisieren wollen, häufig — oder meistens — durch Mittel auszudrücken, die ein früheres, unmittelbar kämpferisch eingestelltes Menschentum als trivial bezeichnen würde. Im Zeitalter der exakten Buchführung und Kalkulation — bleibt da noch Raum für unmittelbare Tapferkeit? Für Tapferkeit bleibt Raum — aber sie kann sich nur noch verhalten und nach kühler Ueberlegung erfolgreich äußern. Viele der besten jungen Köpfe schließen sich heute Bestrebungen an, die aussichtslos bleiben müssen, weil sie die Realitäten dieser Zeit nicht in Rechnung stellen. Wer Baumeister sein will, muß mit dem Material seiner Zeit bauen.

Der Weg zur Arbeitsfreude

Auszug aus „Der Weg zur Arbeitsfreude“ von Prof. Dr. Ernst Horneffer mit freil. Genehmigung des Verlages von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

Der Geist der Arbeit

„Die Arbeit erschöpft sich nicht in dem materiellen Ertrag, den sie liefert. Nicht nur, was sie als materiellen Erfolg abwirft, ist der Weg der Arbeit. Sie hat auch einen Selbstwert; die Arbeit als solche, ganz unabhängig von dem Nutzwert, der ihr entspringt, kann dem Menschen, dem Träger der Arbeit, Freude und unmittelbares Glück, geistig-innerliches Glück bereiten. Die Liebe zur Arbeit, die seelische Anteilnahme an der Arbeitsleistung und das Hochgefühl über das vollbrachte Werk — das macht den Eigenwert der Arbeit aus, der völlig selbständig dem materiellen Gewinn aus der Arbeit gegenübersteht. Und nur aus diesem geistigen Eigenwert der Arbeit kann die persönliche Befriedigung in der Arbeit und vor allem der Gemeinschaftsgeist und die friedliche Verbundenheit in der Arbeit erzeugt werden.“

Am besten wird ein einfaches Beispiel diesen Sachverhalt klären. Wenn ein Kutscher zu seinem Herrn und Brotgeber kommt und sagt: „Mein Pferd ist krank“, der ist ein rechter Kutscher. Es mag auch noch hingehen, wenn er sagt: „Unser Pferd ist krank“, kommt er aber und sagt: „Ihr Pferd ist krank“, das ist gewißlich nicht ein guter und brauchbarer Kutscher. Der Arbeiter muß seine Arbeit und deren Gegenstand wie seine persönliche Sache, wie sein Eigentum betrachten. Er muß mit der Arbeit so völlig ver wachsen, daß ihm die Frage nach dem materiellen Ertrag der Arbeit kaum in den Sinn kommt, weil er ganz von der Arbeit selbst eingenommen ist, von der Liebe zur Arbeit als solcher völlig gefesselt wird.

Gewiß soll jede Arbeit ihren Mann nähren, das versteht sich von selbst. Diese materielle Grundlage ist für das menschliche Leben, für die gesamte menschliche Ordnung und Kultur unentbehrlich. Aber es wäre wahrhaftig tröstlos um die Menschen bestellt, wenn sie nur um des materiellen Ertrages willen arbeiteten, wenn damit nicht auch die ideale Bedeutung der Arbeit, das seelisch-persönliche Verwachsen mit der Arbeit und die daraus entspringende Liebe zur Arbeit Hand in Hand gehen könnten. Und wenn man den Verdacht schöpft, diese Betrachtung zielt nur auf die Ausbeutung des Arbeiters ab, jener Kutscher solle in der Liebe zur Arbeit nur die Veruhigung finden, um unbemerkt desto gründlicher ausgenutzt zu werden, so ist das ein großer Irrtum. Es geschieht dem Kutscher selbst, wenn er mit Herz und Liebe arbeitet, wenn er mit seiner ganzen Persönlichkeit in der Arbeit aufgeht, wenn er sein Pferd wirklich liebt, der größte Segen, sein ganzes Leben gewinnt dadurch an Reiz, Wert, Inhalt.

Die seelische Not der Arbeit

Und werfen wir nun von diesem Idealbeispiel den Blick auf die Arbeit der Gegenwart, so stoßen wir auf die erschütternde Tatsache, daß ein überaus großer Teil des deutschen Volkes heute innerlich mit der Arbeit zerfallen ist, zu

der Arbeit nicht das Verhältnis innerer Verbundenheit hat, sondern der zu leistenden Arbeit innerlich fremd, kalt, ja feindselig gegenübersteht. Diese Gemütsverfassung beherrscht keineswegs nur die übergroße Mehrheit der Handarbeiter, diese Erscheinung ist auch in zahlreichen anderen Berufsgruppen anzutreffen. Sie betrachten nicht wie jener echte und rechte Kutscher ihre Arbeit und deren Gegenstand wie ihren eigenen Besitz und ihre persönliche Angelegenheit. Sie fühlen sich im Grunde fremder Mächte. Die Arbeit selbst leisten sie, weil sie aus Zwang der Not sie leisten müssen und nur des zu erzielenden finanziellen Ertrages wegen, wahrhaftig nicht hingetrieben zur Sache selbst. Das Band zwischen der Arbeit und dem Menschen ist gelodert, wenn nicht gar zerrissen.

Zweifelloos gibt es viele Ausnahmen. Allgemeine Urteile über Zeitercheinungen können niemals jeden einzelnen Fall einschließen. Es finden sich immer zahlreiche Abweichungen. Aber der Grundcharakter unseres Zeitalters ist mit diesem Gegensatz von Mensch und Arbeit richtig gekennzeichnet. Dies ist der eigentliche wahre Notstand unserer Zeit, wenigstens der schlimmste Notstand unserer Wirtschaft, aus dem erst alle weiteren Notstände und Gefahren entspringen. Und wie will man sich Hoffnung machen, diese abzustellen und abzuwehren, wenn man nicht auf den eigentlichen Ursprung dieser Mißstände zurückgreift?

Wie aber konnte es dahin kommen? An dieser Stelle ist ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Arbeit und der Stellung des Menschen zu seiner Arbeit erforderlich, weil wir nur auf diesem Hintergrund die tragische Spannung zwischen Mensch und Arbeit die die Gegenwart zeigt, verstehen können.

Die Geschichte der Arbeit

Anfänglich hat der Mensch die Arbeit nicht geliebt. Die Naturvölker arbeiten nur, solange sie von der unmittelbar drängenden Not gezwungen werden. Aber auch die Kulturvölker haben in den Anfängen der Geschichte noch keine freundliche Stellung zur Arbeit gehabt. Ein deutliches Zeichen davon ist die Erzählung in der Einleitung der Bibel. Adam und Eva werden aus dem Paradies, dem seligen Nichtstun, vertrieben, und die Arbeit wird über sie verhängt als Fluch und Strafe. Nichts kann sinnfälliger die damalige Stellung der Menschen zur Arbeit ausdrücken. Dies war allgemeine Ueberzeugung: die Arbeit der Fluch des Menschengeschlechtes.

Wir pflegen gern als Lobpreisung der Arbeit jenes alttestamentliche Wort aus dem 90. Psalm anzuführen: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Indessen von sachwissenschaftlicher Seite ist festgestellt worden, daß dies nicht ein Ausspruch des altjüdischen Psalm dichters ist, sondern ein Ausspruch Luthers. Luther hat ahnungslos durch eine fehlerhafte Uebersetzung seine deutsche Seele in die jüdische Dichtung hineingebeutet. Die wissenschaftlich richtige Uebersetzung lautet: „Unser Leben währet siebzig Jahre,

Einige Ratschläge für Angestellte

Ein Londoner Verkaufshaus wendet sich mit zehn Geboten, die in den Büros, auf den Gängen und in den Hallen zu lesen sind, an seine Angestellten. Für deutsche Verhältnisse sind folgende Ratschläge beachtenswert.

1. Sieh weniger auf die Uhr als auf deine Arbeit! Ein langer Tag, tätig verbracht, scheint kurz, ein kurzer Tag, untätig verbracht, scheint lang.
2. Biete uns mehr, als wir von dir erwarten, und wir werden dir mehr bieten, als du von uns erwartest. Wir können deinen Bezug nur erhöhen, wenn du unseren Gewinn erhöhst.
3. Beschäftige dich mit deiner Beschäftigung, und du wirst bald eine Beschäftigung haben, die dich beschäftigt.
4. Tu nichts gegen dein Gewissen! Der Angestellte, der den Kunden übervorteilt, um uns zu nützen, ist auch fähig uns bei Gelegenheit zu schaden.
5. Was du nach der Beschäftigung tust, geht uns nichts an. Wenn aber deine Zerstreuungen deine Arbeit am nächsten Tage beeinträchtigen, dann geht es uns etwas an.
6. Sage nicht, was wir hören wollen, sondern was wir hören müssen. Wir wollen keinen Diener unserer Eitelkeit, wohl aber einen unserer Interessen.
7. Kritisiere nicht, wenn wir kritisieren! Wenn du Kritik verdienst, verdienst du Beachtung. Wir verlieren unsere Zeit nicht damit, einen faulen Apfel abzuschälen.

Jede Arbeit verlangt nüchternen klaren Kopf, wenn sie gelingen soll!

Eine Silvester-Überraschung

Von R. Pellegrini



Silvestertag an Bord eines Dampfers im Mittelmeer! Sinnend lehnen wir an der Reeling des Oberbunds und schweigen uns gegenseitig an, jeder seinen Gedanken nachhängend. Die wandern heimwärts zu all den Lieben und weden Erinnerungen an köstliche Schneeflächen, an Eisbahnen, an Schlittenfahrten! Ah je, und hier? Ruhig zieht das Schiff seine Bahn durch das unfolge der Dünung leise wogende Meer. Ab und zu springt ein lustiges Delfinpärchen in flottem Spiel aus der glatten Meeresfläche heraus, immer mit uns ziehend. Und von drüben leuchtet in violettem Schein die nordafrikanische Küste herüber. — Wir sind auf der Fahrt nach Tunis. Morgen, am Neujahrstag, werden wir in der Bai von Tunis ankommen und auf den Lötten warten, der unser Schiff durch den schmalen Kanal hinaufbringt bis zur Stadt. Und dann werden die in den Laderaum polternden Erzstücke und das Rasseln der Dampfwinden das letzte Stück Neujahrsglück hinwegjagen. Aber unsere Silvesterfeier bekommen wir doch! Aus der Küche steigen zu uns allerleiführende Wohlgerüche herauf. Lodend streichen sie unsere Ritzorgane, als wollten sie sagen: „Weißt du noch, denkst du noch daran? Erinnerst du dich noch der schönen Pfannkuchen, die Mutter so schön baden konnte?“ Und nun sitzen sie daheim alle um den gedeckten Tisch und gedenken bei lustigem Gläserklang dessen, der irgendwo da draußen in der Welt herumfährt und voller Sehnsucht an die einzig schöne Heimat denkt mit ihren verschneiten Tälern! Da, Alir —! der erste Offizier neben mir fährt während auf und sucht schluchend den Uebelthäter. Armer Steward, was kannst du schließlich dafür, daß du eine Schüssel kalt faulen lassen! Hast wohl auch von daheim geträumt wie wir beide. Es ist ja Silvester und wir sind im Mittelmeer.

Heut' Abend ist hinten in der Kajüte beim „Alten“ große Silvesterfeier. Gefüllte gebratene Enten gibt es. Gestern ließen sie noch münter umher und mit Schmunzeln hatte der Koch ihr Gewicht taxiert. Dann gibts eine Bowle, die der Alte selbst macht nach altem überlieferten Rezept. Nach der träumt sich jedesmal so schön, wenn man glücklich in seiner Koje zu Unter gegangen ist. Also, jetzt runter, und die beste Uniform angezogen! Hinweg mit den dummen

Gedanken an eine, die heute daheim wartet und mit sehnsüchtigen Augen in die deutsche Winternacht schaut — Schlaf jetzt! Verdammt Träumerei! Alarmieren zur Silvesterfeier!

Eine Stunde später sitzen wir alle in der Kajüte des Kapitäns, unseres sonst ziemlich brummigen Alten. Festlich glänzt die Tafel. Lauter fröhliche Gesichter bescheint der große Leuchter an der Ecke. Selbst der „Alte“ ist heute aufgetaut. Seine geliebten künstlichen Blumen prangen auf dem Tisch, die sind sein Heiligtum, die leben sonst ein feierliches Dasein in geheimer Schublade. Boshafte Jungen behaupten, sie stammen von einer kleinen, süßen Süddeutscherin! Schön sehen sie aus, doch sie riechen nicht. Aber das stört uns jetzt nicht. Vor dem Kamine liegt in beschaulicher Ruhe der Pluto, des Alten großer Bernhardiner, ein seefester, erprobter Bordkamerad, friedlich, so friedlich, daß er von den Leuten „Das Kalb“ getauft wurde. Noch nie hat ihn etwas aus seiner Ruhe gebracht, ein auf See großgezogener Philosoph, der das Festland nur vom Hörensagen kennt. Mit seinen guten Hundeaugen mustert er uns der Reihe nach, vielleicht denkt er: „Na, das wird wieder eine schöne Sauferei werden, eure Silvesterfeier!“ Gähmend sucht er sich eine bequemere Stellung aus. Jeder, der hereinkommt hat ihn getraut, jeden hat er mit einem leichten Schwanzwedeln begrüßt.

Beinahe feierlich sah es aus. Ist ja auch Silvester heut'! Jetzt hält der Alte eine kurze Ansprache, eine seiner berühmtesten. Sie besteht nur aus wenigen Worten. Behäbig in unseren drehbaren, am Boden festgeschraubten Lehnstühlen sitzend, hören wir zu. Dann Gläserklingen, ein Anstoßen auf das was wir lieben, und das Essen beginnt. Und langsam aber sicher werden die mit soviel Liebe gemästeten Enten immer dünner, bis nur noch Skelette von ihrem einstigen Erden-dasein zeugen.

Nun kommt die Bowle. Es ist inzwischen zehn Uhr geworden. Der Alte läßt sich vom Steward ein Gefäß und eine Menge Brötchen bringen und taucht sie in den mit Bowle gefüllten Topf. „Da, Pluto, nimm!“ Mit einem hörbarem Schnappen fängt Pluto geschickt das zugeworfene aufgeweichte Brötchen auf und schludt es weg, erwartungsvoll mit seinen klugen Augen auf seinen Herrn blickend. Wahrscheinlich denkt er: „Das nächste bitte!“ So geht das in gewissen Abständen weiter. Bei jedem neugefüllten Glas bekommt der Pluto sein Brötchen mit Bowle. Wir kommen langsam in Stimmung. Selbst der Alte laut auf. Er erzählt von seinen Fahrten. Und schließlich sind wir wieder alle daheim angelangt. Jeder weiß etwas von seinen Lieben zu berichten.

und wenn es hoch kommt, achtzig Jahre, und all sein Gepränge war nichts als Mühsal und Nichtigkeit.“ Der Psalm ist das ergreifende Klagelied über die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens. Ein tief pessimistischer Zug beherrscht die Dichtung. Und was ist der Inhalt des Menschenlebens? So fragt der Dichter bestürzt weiter. Alles, was im Leben glänzt und scheint, ist nichts als sinnlose Planderei.

Wir werden uns den großartigen Segensspruch der Arbeit, der ein unverlierbares Besitztum unserer sittlichen Ueberzeugung geworden ist, nicht wieder entziehen lassen. Aber so und nicht anders haben ehemals die Völker von der Arbeit gedacht. Auch bei den Griechen und Römern stand sie in keiner höheren Geltung. Der freie Mann arbeitete nicht, nur der Sklave arbeitete.

Dann aber folgte der große sittliche und kulturgeschichtliche Umschwung im Christentum. Nun heißt es: „Bete und arbeite“, „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“. Aber selbst hier ist die Arbeit immer noch ein grausames Muß, eine herbe, schmerzhaft notwendige. Die Arbeit ist noch nicht inneres Glück, Freude und Segen des Menschen geworden. Erst im nördlichen Europa, unter unserem rauhen Himmelsstrich, ist der Mensch mehr und mehr mit seiner Arbeit verwachsen. Die rauhe Natur unserer Landschaft zwang den Menschen zu dauernder, unausgeglichener Arbeit. Wenn der Mensch sein Leben fristen wollte, mußte er rüstig und fleißig schaffen. Dadurch aber ist ihm die Arbeit schließlich zur zweiten Natur geworden. So lernte er sie trotz ihrer Mühseligkeit wie ein ihm zugehöriges Selbst lieben, nun sah er in ihr die wahre Bestimmung, den eigentlichen Sinn und die Würde des Menschen.

Nicht erst durch die Reformation kam dieser Geist zur Herrschaft, wie vielfach irrtümlich gelehrt worden ist. Diese Arbeitsgesinnung ist die eigentliche Frucht der Kultur des Mittelalters. Es waren die ehrsamten Handwerksmeister des Mittelalters, die in ihren Zünften, in ihren Berufsverbänden zuerst diese Gesinnung gehegt und geübt haben. Aus der Wirtschaft und der wirtschaftlichen Arbeit erwuchs der neue sittliche Geist. Jede Zunft war stolz auf ihren Beruf, suchte ihn zu vergeistigen und zu verklären, ihm eine höhere Weihe zu geben. In Sitten und Gebräuchen, in bedeutungsvollen Sinnssprüchen wußte man diese Gesinnung auszudrücken. In diesem edlen Wettstreit stieg die Arbeit als solche zu immer höherer Bedeutung empor. Luther sprach dann den religiösen Segen über die Arbeit aus. Aber die Wertschätzung der Arbeit wurde damals ein allgemeiner Glaube des europäischen Lebens.

Das große Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen zog herauf, es kam wie ein Arbeitsrausch über die europäischen Völker. Wodurch hat der europäische Mensch den Vorsprung vor den Bewohnern aller anderen Erdteile errungen? Offenbar doch, weil der europäische Mensch arbeiten gelernt hat, zusammenhängend, planvoll arbeiten. Dies ist der eigentliche und tiefste Ursprung der europäischen Kultur, ein sittlicher Geist, der in der Arbeit seine Erfüllung, seine Bewährung und Bestätigung sucht. Und namentlich das deutsche Volk wurde das eigentliche Genievolk der Arbeit. Deutsch sein und fleißig sein wurde ein und dasselbe. Alle Religionen und Konfessionen, wie sie nun auch die höchste und letzte, die ewige Bedeutung des Menschenlebens bestimmen mögen — darin sind alle einig, daß sich die sittliche Kraft des Menschen im irdischen Leben vornehmlich in der pflichttreuen Berufsarbeit bewahren und ausweisen müsse.“

Die Doppelhändigkeit

Man kann bei fast allen Menschen die Beobachtung machen, daß sie auf einer Seite, meist auf der rechten, gewandter und stärker sind als auf der anderen. Der Mensch gebraucht beide Füße zum Gehen, beide Hände zum Klavierspielen und noch bei anderen Berrihtnungen des Lebens benutzt er beide Arme oder Füße. Warum nicht bei allen Beschäftigungen?

Dem Kinde wird gelehrt, die schöne Hand zu geben, es lernt rechts schreiben, und dabei fordert gerade die Pädagogik die gleichmäßige Erziehung des Kindes in seelischer und körperlicher Beziehung. Merkwürdiger

Widerspruch! Warum vernachlässigt man in so auffallender Weise die eine Hand gegenüber der anderen? Warum läßt man der linken Hand nicht dieselbe Ausbildung zuteil wie der rechten?

Nach Joe Edwards beschränkt sich diese Einseitigkeit nicht nur auf die Verkümmern der einen Seite des Körpers, der Glieder und Organe, sondern bedingt auch eine einseitige Nervenstätigkeit, ja eine einseitige Moral. Vor ungefähr fünfzehn Jahren wurde die Frage der Doppelhändigkeit aktuell, es erschienen viele Abhandlungen über die „Doppelhändigkeit“, die gleichmäßigen Gebrauch der Arme forderten. Man sah die Unnatürlichkeit der bisherigen einseitigen Erziehung ein. Dann kam der Krieg, hier mußte vielen Kriegsbeschädigten geholfen werden, daß sie wieder einen Beruf ausfüllen konnten. Jetzt nach dem Kriege ist hier in Deutschland wieder alles vergessen. In Dänemark, Schweden, England und Amerika hat sich die Doppelhändigkeit wenigstens in den Schulen Eingang verschafft. Die Japaner sind das einzige Volk, die eine ausgesprochene Doppelhändigkeit besitzen, daher wohl auch die große Geschicklichkeit in vielen Handlungen und Leistungen.

In der Geschichte der Menschheit finden wir schon frühzeitig Spuren von der Doppelhändigkeit; Plato (427—347 v. Chr.) wies auf die Vorteile und Anwendung derselben hin. Den alten Ägyptern war durch Gesetz der unterschiedslose Gebrauch beider Hände vorgeschrieben.

Brocas machte die aufsehenerregende Entdeckung, daß das Sprachzentrum im Menschenhirn einseitig ist. Bastian konnte durch mühevolle Untersuchungen dasselbe bestätigen. Diese Tatsache war um so verblüffender, als bei Tieren, insbesondere bei Affen, eine solche Einseitigkeit nicht gefunden werden konnte. Dabei stellte sich heraus, daß bei einer Einseitigkeit der Rechtshändigkeit, das Sprachzentrum in der linken Gehirnhälfte sich befindet, während bei Linkshändigkeit das Sprachzentrum in der rechten Gehirnhälfte zu finden ist. Bei Doppelhändigkeit muß natürlich der Mensch zwei Sprachzentren besitzen.

Die Wissenschaft kennt viele Fälle, wo bei einseitiger Lähmung Sprache und Bewegung verloren gingen und erst bei Gewöhnung der anderen Hand Sprache und Bewegung wiedererlangt wurde.

Links- oder Rechtshändigkeit ist eine tiefgegründete Anlage. Fast nie findet man einen Menschen mit gleichen Körperformen, ja nicht mit gleichen Organen. Der ganze Mensch ist unsymmetrisch gebaut. Messungen an den Menschen lassen nie übereinstimmende Maße finden, wie daß jeder Handwerker bezeugen kann — z. B. der Schneider weiß, daß bei einem rechtshändigen Menschen die rechte Körperhälfte stärker ist als die linke, der Schuster, daß der eine Fuß breiter, nicht länger ist als der andere, der Handschuhmacher findet, daß die eine Hand stärker ist usw.

Menschen, die eine ausgesprochene Doppelhändigkeit ihr eigen nennen, können es im Leben naturgemäß, bedingt durch eine größere Geschicklichkeit und Geistesbeweglichkeit, weit bringen. Viele große Künstler, deren Werte heute bewundert werden, besaßen eine ausgesprochene Doppelhändigkeit. Einer der berühmtesten englischen Ärzte, Dr. Gowers, sagt: „Von den Vorteilen der Ambidextrie (Doppelhändigkeit) kann sich keiner eine Vorstellung machen, der nicht doppelhändig ist. Ich glaube, daß die Ambidextrie für die Verhütung bzw. Heilung leiblicher Verunstaltung wertvoller sein wird, als alle unsere verwickelten Übungssysteme. Man bedenke den ungeheuren Verlust an Gehirntätigkeit, an Muskelkraft und Erfindungsgabe, an Zeit, Geld, den jeder Tag bringt, solange die Doppelhändigkeit nicht Gemeingut geworden ist. Sind die Kulturvölker nicht verpflichtet ihren Kindern diese Vorteile möglichst rasch zuzuwenden? Sicherlich um so mehr, als den Vorteilen kein einziger Nachteil gegenübersteht.“

E. Bever.

Versuche jeden Unfall zu vermeiden - daß deine Kinder niemals Not erleiden!

Es ist gleich zwölf Uhr. Der Alte klingelt nach dem Steward, der nebenan in dem Anrichterraum wartet. Als er jetzt die Tür öffnet und hereinkommen will, da geschieht etwas, was selbst einen mit allen Wassern gewaschenen Seemann in Staunen versetzt! Pluto hat sich nämlich auf die Vorderläufe gestützt und zeigt leise knurrend sein wunderschönes Gebiß! Ach, was hat der Kerl für herrliche Fangzähne. So hat man sie noch nie gesehen. Er hat auch noch nie so geknurrte, der sanfte Pluto, das „Kalb“! Entsetzt macht der Steward kehrt und klappt die Tür hinter sich zu. Da tönt aber auch schon des Alten herrliche Stimme durch den Raum: „Pluto, ablegen!“ Ja wohl, fröhlich mal so etwa zwanzig mit solch herrlicher Bowle getränkte Brötchen und dann mach mal: „ablegen!“

Und der Pluto legt nicht ab, sondern richtet sich in seiner ganzen stattlichen Höhe auf und knurrt weiter, jetzt aber zu uns herüber. Der Alte lacht und schmeichelt, es nützt nichts, Pluto knurrt noch immer, kommt auch nicht näher. Weiß der Teufel, was in der sonst so treuen Hundeeule vor sich geht! Da sagt einer von uns: „Herrschaffen, es ist ja zehn Minuten nach zwölf!“ Also, nach alter Sitte aufstehen und anstoßen aufs alte und dann noch etliche Male aufs neue Jahr. So einfach ist das aber nicht. Denn Pluto am nächsten sieht der bide I. Ingenieur, der unter Kennern seine 250 Pfd. wiegt. Als der sich erheben will, kommt Pluto zähnefletschend näher. Einen Wld wirft der Dide noch hinter sich, dann einen abwägenden nach vorn und — schwupp! da ächzt auch schon die Tafel unter der Last von 250 Pfd. Lebendgewicht. Schade um die schönen Gläser! Na ja, was will man machen. Jetzt wendet sich das Biest zu mir. Also, auch rauf auf den Tisch! Drüben sitzen der 1. und 2. Offizier. Denen wendet sich jetzt Pluto liebevoll zu, zwei geschmeidige Springer mehr auf dem Tisch. Schade um die schönen Lampen! Der 1. Offizier ist nämlich etwas lang geraten und kann nur in gebückter Haltung dort oben stehen. Auch die Entfernung hat der sonst so Geübte falsch geschätzt, daher die zerbrochenen Lampen.

Der Alte macht noch einen Güteversuch, umsonst, selbst gegen seinen Herrn fletscht der Hund die Zähne. Die beiden Maschinenassistenten sind auch schon „oben“. Jetzt kommt der Alte ins flache Fahrwasser, mit Donnerstimme, genau so wie er sonst bei Windstärke zehn schreit, ruft er nach dem Steward: „Dor hatt en Uhl seten“, segat de Hamborger! Kein Steward kommt. Einer feiert den andern dumm an. Was nun? Da erscheint am Kajütenfenster eine plattgedrückte Nase und ein neugieriges Stewardsgesicht. Jetzt hat ihn auch der Alte erblickt,

und wie von einem geübten Handgranatenwerfer geworfen, faßt ein Römer gegen das Bullauge. Das bleibt ganz, nur der Römer nicht. Wir wischen uns die Splitter ab, und draußen das Gesicht ist verschwunden. Der Alte brüllt: „Einen Revolver her!“ Aber wer bringt zur Silberfeier einen Revolver mit! Also her mit den Gläsern, die noch auf dem Tisch stehen!

Aber es kommt niemand, nur der Hund läuft mit fletschenden Zähnen um unsern Tisch herum. Wen wird er wohl zuerst beim Fuß fassen? Aha, jetzt wenden sich aller Augen zur Tür. Da kommt der Koch, der den Pluto täglich füttert. Fletschend wendet sich Pluto zur Tür. Bums — fliegt sie zu! Was kann solch alter Seebär fluchen, die ganze Staka der schönsten Seemannsflüche herauf und herunter läßt der Alte vom Stapel. Dabei versucht jeder nach der Mitte der Tafel zu drängen. Manchmal kommt einer bedenlich in Gefahr, herunterzufallen in den Rachen der Bestie. Da kommt dem Alten ein großartiger Gedanke. „Dat Beest is besopen!“ Richtig, das haben wir auch schon gedacht. Mit Inbrunst niden wir uns zu. Jetzt fängt der Dide auch an zu fluchen, weil ich gelacht habe. Wer soll aber da ernst bleiben, wenn man ein festes Gesicht vor sich sieht, von dem bide Schweißtropfen wie wundervolle Perlen unaufhaltsam hinunterrollen? Schade um unsere schöne Bowle! Da unten schwimmt sie, und das Hundevieh tappt ahnungslos drin rum. Wenn er sie wenigstens aufschleden würde.

Aber jetzt kommt die Rettung! Vorsichtig öffnet sich die Tür. Ein Klumpen Fleisch schiebt sich herein, er steckt auf einem Feuerhaken, nun kommt eine Hand zum Vorschein und mit flötender Stimme lacht der Koch den Hund. Und siehe, der Pluto wird aufmerksam! Gemächlich tappt er zur Tür und schnappt nach dem Fleisch. Das bewegt sich rückwärts und Pluto folgt. Ein paar peinliche Sekunden und Pluto ist draußen. Unser Koch rasvelt Sühholz, aber das hilft. Jetzt hat er den Hund in die Anrichte gelockt und schmeißt die Tür hinter ihm zu.

Im Nu stehen sieben Männer wieder auf dem Boden der Kajüte und mensendiden, um die frummgewordenen Gliedmaßen wieder in die richtige Lage zu bringen. Einer macht, auf dem Boden liegend, sogar Beinübungen! Das ist der Dide, der beim Herunterspringen mit dem Bowlenfaß in Kollision geraten ist, er wird aber sofort von seinen beiden Assistenten wieder in die aufrechte

Zum Jahreswechsel

Wachet auf im Namen Jesu Christi!
Der Tag des Herrn gekommen ist!
Das alte Jahr muß weichen,

Das neue einhererschleichen.
Und so wünsch ich euch ein guten Tag
Und ein glückseliges neues Jahr.
(Altdeutscher Wächterruf.)

Das alte Jahr liegt in den letzten Zügen, nur wenige Tage trennen uns von dem neuen. Das Morgenrot des neuen Jahres, — eines besseren? — steigt auf.

Nur wenige von uns werden dem alten Jahre ernstlich nachtrauern, es hat wenig gebracht, was uns wirklich froh und glücklich gemacht hätte. Das deutsche Volk hat ein Jahr voll harter Arbeit hinter sich, — für andere. Die Früchte unserer Arbeit ernten andere. Der Schluß des Jahres brachte für unsere Industrie einen harten Lohnkampf von dem wir grade noch am Jahreschluß eben aufatmen, dessen Auswirkungen indessen für viele von uns noch lange im neuen Jahre zu spüren sind. Möge das neue Jahr wenigstens in dieser Beziehung unter einem glücklicheren Stern stehen.

Das neue Jahr kommt. Unter Anstößen der Gläser wünschen sich die Menschen ein glückliches, neues Jahr; bei jedem Jahreswechsel dasselbe. Es liegt in der Natur des Menschen begründet, daß er mit neuen Hoffnungen einem neuen Zeitabschnitt entgegensteht. Und das ist gut so. Für uns Deutsche ist das kommende Jahr ganz besonders wichtig; wir hegen besondere Hoffnungen. Staatsmänner aus aller Welt sitzen mit unseren Staatsmännern am Verhandlungstisch und beratschlagen zusammen unsere Neujahrswünsche. Räumung deutschen Bodens, Ermäßigung der unerträglichen Lasten, die uns unsere früheren Feinde auferlegt haben, das sind Wünsche, die an erster Stelle auf dem Wunschzettel des deutschen Volkes für das Jahr 1929 stehen. Möge das neue Jahr uns wenigstens das eine bringen, daß wir in etwa die Hände und Arme fleißig rühren können, an denen heute noch die Ketten klirren, die wir in diesem Jahre in harter Fron zähneknirschend trugen. Hoffentlich bringen die an der Jahreswende geführten Verhandlungen uns für das neue Jahr Erleichterungen, die sich dann auswirken könnten bis auf den letzten von uns. Wenn das deutsche Volk viel Arbeit hat, deren Früchte es selbst ernten kann, dann ist allen von uns geholfen. Den Willen zur Arbeit hat das deutsche Volk, das hat es bewiesen.

Unsere Zeitung geht nun auch wieder in ein neues Jahr, und zwar mit berechtigter guter Hoffnung. Das alte Jahr brachte uns viele neue Freunde und neue Mitarbeiter. Wenn dazu unsere alten Mitarbeiter uns treu blieben, so ist uns das ein Beweis, daß wir auf dem rechten Wege sind. Der Feinsinn am Kopfe der Zeitung in handschriftlicher Form gebrachte Aufruf um Mitarbeit hatte Erfolg. Insofern war das alte Jahr für uns befriedigend. Befriedigend, aber nicht gut. Es müssen sich unbedingt noch weit mehr Werksangehörige an der Mitarbeit beteiligen. Vor uns liegt eine Zeit neuer Hoffnungen, neuen Säens und Aderns. Wenn wir weiter unbeirrt unseren Weg gehen, in dem Bewußtsein, einer guten Sache selbstlos zu dienen, so kann es nicht ausbleiben, daß das Ziel erreicht wird, nach dem wir zielen, daß die Werkszeitung unsere Zeitung wird, die Zeitung aller Werksangehörigen, die ein Band um uns alle schlingt. Daß mit neuen Mitarbeitern dieses Ziel in idealster Weise erreicht wird, daß ist unser Neujahrswunsch für 1929. Anerkennung und Dank allen denen, die mitgearbeitet haben im verflossenen Jahre mit der herzlichsten Bitte um tatkräftige weitere Mitarbeit im neuen Jahre!

Glück auf für 1929!

Der neuen Zeit entgegen!



Der Techniker hat der Menschheit Maschinen gebaut, Brücken gespannt und Lichtstrahlen über sie hingegossen, er hat das Angeficht der Erde so verändert, wie niemand vormals es hätte träumen können. Der Dank der Menschheit war, daß man den Techniker, der dieses Zeitalter schuf, nicht einmal in die bescheidensten Führerstellen des öffentlichen Lebens zuließ.

Heute wankt seine Schöpfung in ihren Grundfesten, wo sie nicht schon zerbrochen ist. Aber seine Aufgabe ist damit nicht zu Ende, denn er hatte überhaupt erst die halbe getan. Er hat der Menschheit die geschaffene Sache in höchsten Vollkommenheiten geschenkt. Nun soll ihr der schaffende Mensch wiedergegeben werden!

Sendung ist es, die Wirtschaft aus den geistigen Kräften neu zu gebären, nachdem sie am Uebermaß ihrer sachlichen Kräfte zu Grunde zu gehen droht.

Auf viel breiterer Basis des gesunden Volkstums jedoch wird sich entfalten müssen, was der Techniker, der Ingenieur an Erziehung zur Entwicklung beizubringen hat. Ohne ihn geht es nicht!

Das ist eine neuartige Perspektive, die sich vor unserer Zeit aufstaut:

Die Fabrik eine Schule, der Ingenieur ein Lehrer!

Aber sie bezeichnet den Weg, auf dem allein es glücken kann, den geistigen Kräften die Prägung der sachlichen Kräfte in der Wirtschaft wiederzugeben und damit die Menschheit aus Fesseln zu erlösen, in die sie Epochen ungeheuerster ökonomischen und technischen Wandels verstrickt haben.

Willi Hellpach, Prof. Dr., Staatspräsident a. D.
in seinem neuesten Werke „Prägungen“.

Die Weihnachtsfeier der Werksjugend des Schalker Vereins

(Vereinigte Stahlwerke A.-G.)



Es gibt wohl keinen Menschen, dessen Seele nicht erschüttert würde, wenn er das Wort Weihnacht hört. Wie viele, ach wie viele schöne Erinnerungen kommen bei diesem Wort wieder hervor und besonders dann, wenn der Mensch einmal ein Weihnachtsfest erleben muß in wirtschaftlicher Notzeit! Dann richten ihn diese Erinnerungen wieder auf und lassen ihn leichter durch Tage hindurch, an denen Frau Sorge ihr Haupt erhebt und mit reicher Hand graue Fäden hineinwebt ins Leben der Menschen. Aber immer wieder

bannt dann das Weihnachtsfest die Herzen mit seinem unennbaren, geheimnisvollen Zauber und mancher, der mit Gott und der Welt haderte, erzittert in tiefer Rührung und erwachender Zuversicht beim Klange eines Weihnachtsliedes unter dem brennenden Tannenbaum. Sei es nun draußen unter heißer Tropensonne, sei es hoch oben in den Antarktis, überall, wo Deutsche sind, erklingt auch das deutsche Weihnachtslied. Ob es von rauhen Männerstimmen oder von süßen Kinderstimmen gesungen wird, immer ist der leuchtende Glanz in den Augen der gleiche, wenn nur der Schein der brennenden Kerzen sich in ihnen spiegelt.

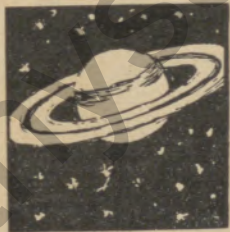
Auch bei der Weihnachtsfeier der Werksjugend, an der auch die Mädel der Industrieschule teilnahmen, konnte man diesen Schein sehen, als das erste gemeinsam gesungene Weihnachtslied die Feier

Auch die kleine Wunde beacht' - sie hat schon manchem den Tod gebracht!

Lage gebracht. Ein befreiendes Lachen hilft über die peinliche Situation hinweg und mit Beifall wird des Alten Befehl aufgenommen: „Jetzt wird aber gründlich Silvester gefeiert!“ Das haben wir dann auch getan. So war um meine schönen Träume bin ich gekommen als ich in meiner Koje „gelandet“ war.

Und der Pluto läßt sich wieder fraulen und ist so sanft wie vorher! Ja, ja, auch der Seefahrer hat seine Silvesterüberraschungen, die er so leicht nicht wieder vergißt. Plutos treue Hundeseele ist längst ins Jenseits hinübergegewechselt. Manche Silvesterfeier ist inzwischen gewesen, aber keine war so schön wie diese.

Was wissen wir von der Sonne?



Nicht weniger als 150 Millionen Kilometer beträgt die Entfernung der Erde von der Sonne. Der glühende Sonnenball muß also mit einer titanenhaften Kraftausstrahlungsfähigkeit ausgerüstet sein, wenn durch ihn unser und die übrigen Planeten erhalten und belebt werden. Die Sonne ist es, die die Lebensbedingungen für unsere Erde schafft, denn anders würden wir und alles, was sonst hier lebt und weßt, dem Tod und der Finsternis anheimfallen.

Um die ungeheuerliche Strecke von der Erde zur Sonne zu bewältigen, würde ein Schnellzug ungefähr 250 Jahre benötigen. Die ausgefallene kühne Möglichkeit annehmen, der Mensch hätte einen so riesigen Arm, um nach der Sonne greifen zu können, so würde er in seinem ganzen Leben nicht den Schmerz der Brandwunden zu spüren bekommen, da dieser Schmerz eines Zeitraumes von weit über 100 Jahren bedürfte, um die Strecke von 150 Millionen Kilometern zurückzulegen.

Die Wärme, die von der Riesenkugel der Sonne ausgestrahlt wird, geben die Wissenschaftler mit ungefähr 6000 Grad Celsius an. Eine Verminderung der Hitzekraft ist seither noch nicht festgestellt worden. Es sind zwar bereits verschiedentlich Befürchtungen aufgetreten, daß die Temperatur der Feuerkugel mit der Zeit zurückgehen werde. Da aber bisher immer noch nichts von diesen Vermutungen wahr geworden ist, darf man wohl annehmen, daß auch in Zukunft kaum sonderliche Veränderungen eintreten werden.

Wohl ist die Sonne ununterbrochenen Umwälzungen unterworfen. Tagtäglich verändern sie das Bild des Riesenfeuerballes. Die Veränderungen lassen sich mit allen größeren optischen Instrumenten recht deutlich wahrnehmen. Das griechische Wort „Panta rhei“ (alles ist im Fluß) hat wohl nirgends einen stärkeren Ausdruck gefunden als gerade hier auf dem Sonnenball, der die Erde an Größe mehr als 1 1/2 Millionen Mal übertrifft.

Erlesenes

Eine Autorität, die schadhast geworden ist, kannst du nicht mehr fliden. Sie wird nach und nach von dir abfallen wie die Fäden eines abgetragenen Bettelmantels.

Duft einer Blume — erlöste Lieblichkeit der Natur. Duft einer Seele — kindliche Unschuld und Unbefangenheit, auf die noch nicht der Raufreiß des Weltwissens fiel.

Das ist feinste Ehekunst: das Problem lösen, wie man seine Einzelpersönlichkeit nicht aufzugeben braucht und doch mit dem Gefährten zu einer glücklichen Einheit in Hingabe und selbstloser Liebe verschmelzen kann.

Je mehr der Mann — Mann und das Weib — Weib ist, um so harmonischer wird sich die Ehe gestalten.

Wer glückliche Liebe sagt, sieht einen blühenden Rosengarten. Wer glückliche Ehe sagt, sieht in der Rosenpracht einen weißen, edlen Tempel von erlesener Schönheit aufgebaut.

Kein Mensch, der etwas Ramhaftes in dieser Welt vollbringen will, darf erwarten, es zu vollbringen, es sei denn unter dieser Bedingung: „Ich will es vollbringen oder sterben.“

Carlyle, „Arbeiten und nicht verzweifeln.“

Ich habe nur einen Maßstab für die Moralität, und ich glaube, den strengsten: Ist die Tat, die ich begehe, von guten oder schlimmen Folgen für die Welt — wenn sie allgemein ist?

Schiller.

eröffnete. Bis auf den letzten Platz war die Turnhalle des Lyzeums, in der die Feier stattfand, besetzt. Auch einige der Alten aus dem Alters- und Invalidenwerk waren erschienen. Wegen Platzmangels hatte man diesmal leider davon absehen müssen, auch die Eltern der Werkjugend mit einzuladen.

Nachdem die Töne des Liedes verklungen waren, folgte ein von Karola Herold (Industriehalle) und von Walter Krippin (Werkhalle) vorgetragener Weihnachtsvorspruch. Wenn auch die Art des Vortrags einer strengen Kritik nicht immer Stand gehalten hätte, so konnte man doch aus dem Beifall am Schlusse entnehmen, daß die Zuhörer mit der Kritik übereinstimmten; es war gut gemeint. Nach abermaligem gemeinsamen Abingen eines Weihnachtsliedes ließ Herr Gewerbeoberlehrer Popp seinen Sprecher antreten. Es war etwas schönes, wie diese blühende Jugend, die Mädchen etwas erhöht im Hintergrund und davor die Jungen, im scharfen Lichte standen und nacheinander die Gedichte „Weihnacht“ von E. v. Widenbruch und „Weihnachtslied“ von M. v. Schenkendorf vortrug. Dann folgte ein von Elfriede Zier gesprochenes Gedicht: „Der erste Weihnachtschoral“ von Max Möller. Ist dies Gedicht schon an sich herrlich, so sicherte doch die Verständnissinnigkeit, mit der es der jungen Künstlerin gelang in die toten Buchstaben Leben hineinzuhäuten, ihr reichlich gespendeten Beifall. Das sinngemäß darauf folgende Lied „Es ist ein Roß“ entsprungen“ schloß würdig den ersten Teil der Feier.

Nun betrat Herr Obergeringenieur Arnhold die Bühne und begrüßte in seiner Rede zuerst seine große „Familie“, um dann mit seiner bekannten glänzenden Beredsamkeit den lauschenden Zuhörern das Weihnachtsfest in seiner früheren und jetzigen Gestaltung so recht vor Augen zu rufen. Überall, wo Christen wohnen, wirkt der geheimnisvolle Zauber des Wortes „Euch ist heute der Heiland geboren!“ Sei es Palast oder Hütte, immer herrscht der gleiche Wille, schenken zu können zum Feste der Liebe, schenken zu können vor allen Dingen auch den Armen, auch diejenigen mit verständnisvoller Liebe heranzuholen, die uns hassen, darin liegt ja der tiefe Sinn des Weihnachtsfestes. Mit einem herzlichen Weihnachtswunsch an seine große Familie schloß Herr Arnhold seine Rede.

Dann folgte die Aufführung des Krippenspiels „Das Gotteskind“. Wer dieses Spiel so ganz als tiefes Erlebnis auf sich einwirken lassen will, muß sich ganz auf die Weihnacht einstellen und seine Seele lauschen lassen auf dieses Wunder, das sich da vor seinen Augen vollzieht. Dann wird es ihm zum wirklichen Wunder. Und was vor nahezu 2000 Jahren die Hirten und die Könige zum Christkind nach Bethlehem hinzog, das schwingt auch heute noch in der aufnahmefähigen Seele des Zuschauers mit. Es ist dem Künstler geradezu glänzend gelungen, mit dieser wundervollen Farbenharmonie das Auge zu bezaubern; tief ergriffen lauschte jeder der umrahmenden Musik. Es war eine Freude, zu beobachten, wie die Jugend eingefangen wurde von der tiefen Mystik des Spiels, so eingefangen, daß sie ihren Beifall durch lebhaftes Händeklatschen kundgab. Wenn dieses Händeklatschen auch nicht gerade am Platze war, so muß man doch sagen: es war eben gut gemeint!

Als sich nun nach dem achten Bild feierlich der Vorhang der Miniaturbühne schloß und der Saal in tiefer Finsternis lag, glühten beim Singen des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht“ die Kerzen der zu beiden Seiten der Bühne aufgestellten Tannen auf und krönten dadurch die Feier, wie es schöner nicht gedacht werden konnte. Zum Schluß erhielt dann jeder Lehrling sein Weihnachtsgeschenk in Form des Buches: „Technik voran“ und jeder Halblehrling den Kalender: „Schlägel und Eisen“. Jedes Mädchen, das im Sprechchor mitgewirkt hatte, bekam als Anerkennung für geleistete Mitarbeit eine Weihnachtstüte mit nach Hause. Möge der Dank der Werkjugend für die gelungene Feier nicht ausbleiben!

Pellegrini.

Laßt eure Anwartschaft in der Angestelltenversicherung nicht verfallen!



Alle Anwartschaften in der Angestelltenversicherung gelten bis einschließlich 1925 als aufrechterhalten ohne Rücksicht darauf, ob für einzelne Jahre zu wenig Beiträge oder kein Beitrag entrichtet wurde. Erst vom Jahre 1926 an greifen die allgemeinen Vorschriften Platz, nach denen der Versicherte vom 2. — 11. Kalenderjahre seine Versicherung jährlich mindestens 8, vom 12. Kalenderjahre an jährlich mindestens 4 Beitragsmonate zur Erhaltung der Anwartschaft nachweisen muß. Die Nachzahlungsfrist für freiwillige Beiträge für das Jahr 1926 endet mit dem 31. Dezember 1928.

Jeder berufsfähige Versicherte, der von 1913 bis Ende 1925 mindestens vier Pflichtbeitragsmonate nachweisen kann, hat bis zum Schlusse des Jahres 1928 noch die Möglichkeit, seine Versicherung wieder aufleben zu lassen. Wer im Jahre 1916 oder später in die Angestelltenversicherung eingetreten ist, muß für 1926 acht Beitragsmonate nachweisen. Für die bereits 1913—1915 eingetretenen Versicherten genügen für 1926 vier Beitragsmonate. Freiwillige Beiträge sind für die Zeit vom 1. April 1928 an in der dem jeweiligen Einkommen entsprechenden Gehaltsklasse, mindestens aber in Klasse B zu entrichten. In Klasse B können Beiträge nur von solchen Versicherten geleistet werden, die ohne Einkommen sind oder deren Einkommen im Monat den Betrag von RM. 100.— nicht übersteigt. Für die Zeit vor dem 1. April 1928 sind freiwillige Beiträge mindestens in der Gehaltsklasse zu entrichten, die dem Durchschnitt der letzten vier Pflichtbeiträge entspricht oder am nächsten kommt. In einer niedrigeren Beitragsklasse ist die freiwillige Weiterversicherung für diese Zeit dann zulässig, wenn diese Gehaltsklasse dem Einkommen der Versicherten entspricht.

Es ist nicht ratsam, die Entrichtung freiwilliger Beiträge, bis zum letztzulässigen Zeitpunkt aufzuschieben. Denn regelmäßig ist nach Eintritt des Versicherungsfalles die Nachentrichtung freiwilliger Beiträge unzulässig. Jeder freiwillig Versicherte regelt daher möglichst laufend, wenigstens aber bis zum Schlusse des Kalenderjahres seine Versicherung.

Die zur Aufrechterhaltung der Anwartschaft erforderlichen Beiträge für arbeitslose Versicherte sind nach § 129 des Gesetzes über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung vom 16. Juli 1927 während des Bezuges der Hauptunterstützung vom Arbeitsamt in Klasse B zu entrichten. Weitere Auskunft erteilen jederzeit die Vertrauensmänner.

Trotz guter Ernte Notlage der Landwirtschaft



In vielen Zeitungen der Städte ist von einer Rekord-ernte, die es in diesem Jahre gegeben haben soll, gesprochen worden. Wie steht es damit? Das beistehende Schaubild läßt erkennen, daß die Getreideernte 1928, mit der wir uns ausschließlich befassen wollen, im ganzen besser ist als die von 1927, daß der Ernteertrag aus der Vorkriegszeit bis auf die Gerste aber noch lange nicht erreicht ist.

Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß die Arbeiterschaft vielfach kein Verständnis für die Landwirtschaft hat. Das liegt wohl in der Natur der Dinge. Um so mehr scheint es notwendig, daß auch wir uns ab und zu undoreingenommen mit Dingen befassen, die einen großen und nicht den schlechtesten Teil unseres Volkes angehen, den Bauernstand. Man hört oft sagen, den Bauern ginge es ausgezeichnet. Wenn einer aber einmal sechs bis acht Wochen im Bauernbetriebe gearbeitet hat, hört er auf, über den Bauer zu schimpfen und hat gefühlt, wie schwer der Bauer sein Brot verdient. Schon vor dem Kriege hat er keine Reichtümer sammeln können. Jetzt ist es aber sehr traurig um ihn bestellt, was aus folgenden Angaben erhellt, die wir einem Artikel von Dr. Voetticher, veröffentlicht in dem Zeitungsdienst des Reichs-Landbundes, entnehmen.

Die Landwirtschaft hat fast 14 Milliarden Mark Schulden und muß mindestens 200 Millionen Mark Zinsen mehr aufbringen als in der Vorkriegszeit. Alle Produktionsmittel,

welche die Landwirtschaft kaufen muß, sind, mit Ausnahme des Stickstoffes, von 100 auf 150 gestiegen. Steuern sind von 100 auf 360, soziale Lasten von 100 auf 380, alle anderen Beiträge für Versicherungen, Berufsgenossenschaft, Landwirtschaftskammer, Meliorationen usw. von 100 auf etwa 230 gestiegen. Die Löhne sind von 100 auf 154 und die Handwerkerrechnungen von 100 auf 200 erhöht worden.

Diesen außerordentlichen Erhöhungen stehen nur ganz unwesentliche Entnahmen aus Vieh und Getreide gegenüber. Hier ist eine Steigerung von 100 auf 110 zu verzeichnen. Bei Kartoffeln und Zuckerrüben hat sich der Gelbertrag gegen die Vorkriegszeit nicht verändert.

Auf welche Weise der Landwirtschaft geholfen werden kann, darüber zerbrechen sich viele Leute den Kopf. Die einen wollen es mit Schutzzöllen machen, die anderen wollen die Auslandskonkurrenz durch eine gute Aufmachung der einheimischen Landesprodukte bekämpfen. Notwendig wird zweifellos beides sein, damit die Landwirtschaft für ihre Erzeugnisse bessere Preise erzielt. Es muß uns allen hier in der Industrie klar sein, daß wir einen Zulauf vom Lande nicht mehr tragen können. Werden die Bauern und Bauernsöhne von ihrer Scholle durch die Not vertrieben, so haben wir alle das Nachsehen, ganz abgesehen von den ungeheuren Schäden, die das Volkstum erleiden würde. Wir sollten in dem Landwirt unseren Nächsten sehen, der uns außerordentlich nahesteht, denn er trägt mit uns zusammen auf seinen Schultern die deutsche Wirtschaft, die Grundlage unseres Lebens.

Ba., Ze.



Fierleben in der Wüste. Daß die Wüsten völlig unbelebt sind, ist eine weit verbreitete, jedoch irrthümliche Vorstellung. Sowohl in der Arabischen Wüste wie auch in den großen Wüstenbezirken Nordafrikas gibt es, von den Oasen abgesehen, Gegenden, in denen zeitweilig eine reiche Vegetation von Kräutern den Boden bedeckt. Allen theilweis Getier schweift umher, nachts freisen Eulen über der Landschaft. Sogar in den Sandwüsten des nördlichen Afrikas gibt es eine Fauna, innerhalb deren die Reptilien besonders stark vertreten sind. Am bekanntesten ist die berühmte Hornviper, die bei Nacht auf Gecos jagt, die ebenfalls Nachttiere sind. Sie soll sich auch vom Feuer angezogen fühlen und wird so den in der Wüste Lagernden gefährlich. Weniger gefährlich ist die schön gezeichnete Diademschlange, die im Sande gleichsam „schwimmt“. Sie führt eine unterirdische Leben, nur die Schnauze ragt aus dem Sande hervor. Eidechsen sind ihre Beute. Bemerkenswert sind die Skink, auch Sandfische genannt, deren Farbe sich vollkommen der jeweiligen Tönung des Sandes anpaßt. Die getrockneten Skink gelten im Orient als Medizin. Dann sind noch die abenteuerlichen Dornschwänze, die trotz ihrer Häßlichkeit harmlos sind; ihre Dornen dienen dazu, die heutzutageigen Schlangen abzuschrecken. Erdlich möchte man noch der Fische Erwähnung tun, die sich in den Wüstenbrunnen finden und, wie man jetzt annimmt, aus unterirdischen Wasserläufen stammen. Sie nähren sich von Algen und Kleingetier.

Gesundheits- und Körperpflege

Entstehung und Verhütung der Erkältung

Von Dr. Mosbacher, Berlin.

Das Wort „Erkältung“ kommt vom „kalt werden“, und die Aerzte verstehen darunter alle die Vorgänge, die sich beim Kaltwerden im Organismus abspielen. Zunächst sucht sich der Körper gegen die Abkühlung durch Steigerung der Lebensfunktionen zu wehren. Besonders deutlich tritt diese Erscheinung an den Muskeln hervor, die zwecks Förderung der Wärmezeugung willkürlich, aber auch unwillkürlich in Bewegung versetzt werden. Daher das Verlangen nach Betätigung bei Abkühlung, daher das Muskelzittern und schließlich auch die Gänsehaut, die auf einem Zusammenkrampfen der kleinen Hautmuskeln beruht.



Vorsicht, wenn man erkältet ist und mit jemand spricht

Doch je länger die Kälte einwirkt, desto mehr erlahmt der Organismus; der Mensch ermüdet, wird schläfrig, stumpft ab, und allmählich fallen die Organe ihre Tätigkeit gänzlich ein — der Mensch geht an Kälte zu Grunde.

Wenn nur ein Teil des Körpers — Füße, Hände und dgl. — kalt werden, so ziehen sich an dieser Stelle die Blutgefäße der Haut zusammen — die Haut wird blaß —, um sich nach kurzer Zeit wieder zu erweitern — die Haut rötet sich.

Gleichzeitig verändert sich auch das Blut, das den erkalteten Körperteil durchströmt. Zudem erleidet — entsprechend den Vorgängen an dem kalt gewordenen Körperteil — auch das Blut an entfernt liegenden Körperstellen gewisse Veränderungen; auch hier kommt es zu Blutstauungen und zu Hemmungen in der Bildung von Schutzstoffen gegen Bakterien, die sich stets z. B. auf der Schleimhaut der Nase, des Rachens und auch der tieferen Luftwege, vorfinden. Die Bakterien werden zwar gewöhnlich von den Abwehrkräften des Körpers in Schach gehalten; kommt es aber infolge einer Abkühlung zu einer Schwächung der Abwehrkräfte, dann erlangen die Krankheitskeime das Übergewicht; sie vermögen ihr unheilvolles Werk zu beginnen — und so entsteht dann eben ein Schnupfen, ein Katarrh oder sonst eine ansteckende Erkältungskrankheit. Also erst kommt's zur „Erkältung“, und dann folgt die „Infektion“.

Der beste Schutz gegen Erkältungen ist die „Abhärtung“, die in einem „Training“ der Haut und ihrer Gefäße besteht. Wenn auch das Wesen der Erkältung noch keineswegs vollkommen geklärt ist, so herrscht doch allgemein die Ansicht vor, daß das prompte Arbeiten der Hautblutgefäße ein wesentliches Erfordernis ist, um Kältereize ihre nachteilige Einwirkung auf den Organismus zu nehmen. Hierauf baut sich nun die Abhärtung auf, die eben eine Gewöhnung der Haut an allmählich sich steigende Kältereize bedeutet. Während von einem Organismus, der an Luft und Wasser gewöhnt ist, kalte Abwaschungen und kalte Duschen, Freibäder, Luftbäder im Freien oder im Zimmer bei offenen Fenstern — je nach der Jahreszeit — gut vertragen werden, zumal wenn diese Maßnahmen mit gymnastischen Übungen verbunden sind, so ist doch bei verweichlichten Menschen nur ganz langsame Steigerung der Abhärtungsmaßnahmen erlaubt. Mit warmen Bädern und anschließenden warmen Duschen oder Abwaschungen wird begonnen. Allmählich erniedrigt man die Temperatur; schließlich kann das vorausgehende Bad ganz fortfallen. Den Wasserprozeduren, bei denen die Haut kräftig massiert wird, folgen gymnastische Übungen, an kalten Tagen zunächst bei geschlossenem Fenster in mäßig durchwärmtem Räume. Sofern jedoch nicht binnen kurzem Rötung und Erwärmung der Haut eintreten und sofern nicht das anfänglich stets vorhandene Unbehagen bald weicht, muß unbedingt die Temperatur des Wassers sofort erhöht werden, und erst nach einiger Zeit kann man versuchen, vorsichtig wieder damit herunter zu gehen. Jegliche Gewaltkur ist vom Uebel und droht den ganzen Erfolg der Abhärtung zunächst zu machen. Wichtigster Grundsatz muß bleiben: Der Mensch muß sich vor und nach der Kälteapplikation warm fühlen.



Ungezogen und unverantwortlich handelt, wer anderen ins Gesicht hustet

Also die Verhütung von Erkältungskrankheiten besteht im wesentlichen in Abhärtung und Vermeidung von Erkältungsmöglichkeiten, wie kalten Füßen, Stehen im Zug auf dem Bordperron der Straßenbahn, Fensteraufreißen, sich erhitzen der rauhen Witterung aussetzen und dgl. mehr. In der jetzigen Jahreszeit, die durch die Säufung von Erkältungskrankheiten ja berüchtigt ist, empfiehlt es sich mehr als je, Abstand von seinen Mitmenschen zu halten; sich nicht umarmen und sich vor allem nicht auf den Mund und auf seine Umgebung küssen zu lassen. Andererseits muß man von allen „erkälteten“ Personen unbedingt verlangen, daß sie beim Niesen und Husten das Gesicht abwenden, den Handrücken oder das Taschentuch vorhalten, und ihre gesunden Mitmenschen nicht unmittelbar in den Mund und in die Nase hineinreden.

Aus dem Reich der Frau

Die Strafe im Kindergarten



Jedes Kind bringt ganz bestimmte Anlagen mit zu uns in den Kindergarten, die sich allmählich — je älter die Kleinen werden — zu dauernden Eigenschaften entwickeln. Unsere Aufgabe ist es nun, die Charakterentwicklung zu fördern. Um dabei die unzweckmäßigen Handlungen der Kinder zu unterdrücken, ist die Bestrafung manchmal unentbehrlich. Selbstverständlich fange man mit der kleinsten und mildesten Strafe an!

Bei jedem Vergehen der Kinder kommt es zunächst darauf an, wie sich die Kindergärtnerin ihnen gegenüber verhält. Sie muß stets die Selbstbeherrschung bewahren und darf sich nicht im Augenblick zu Erregungen hinreißen lassen. Wie bitter Unrecht ist manchem Kinde schon geschehen, das im ersten Zorn und Ärger gestraft wurde! Betrachtet man nachher noch einmal in Ruhe das Vergehen des Kindes, so hat man mehr Versehen und Verzeihen dafür, doch dann ist es zu spät. Unparteiisch muß jedes Unrecht beurteilt werden; dann erst kann man in Ruhe die Strafe vollziehen. Die Eigenart eines jeden Kindes muß vor allen Dingen stets berücksichtigt werden; denn bei aller Strafe soll auch die Liebe walten. Vor allen Dingen können wir an ein Kind doch nicht den Maßstab eines Erwachsenen legen, indem wir Tugenden von ihm fordern, zu denen es durchaus nicht fähig ist.

Zunächst versuche man, das Kind mit der mildesten Strafe zu erziehen. Ein Blick genügt oft, um ihm sein Unrecht verständlich zu machen. Wie traurig sind viele unserer Kleinen über einen bösen Blick! Ich bin überzeugt, daß sie danach ihre strafbare Handlung nicht wiederholen werden. Fühlen wir allerdings, daß die Blickstrafe keine Wirkung ausübt, dann müssen wir zu anderen Mitteln greifen. Durch Worte können wir auch sehr viel erreichen, besonders bei älteren Kindern, jedoch müssen sie sparsam und vorsichtig, aber sehr bestimmt und konsequent sein. Genügt eine kurze, liebevolle Ermahnung nicht, so sind wir gezwungen zu drohen, ja manchmal sogar zu schelten. Stets aber müssen wir uns kurz und bestimmt fassen. Erst als letztes Mittel dürfen wir zur Tat greifen; denn tatsächlich gibt es Kinder, die vollkommen unempfindlich sind gegen Wort und Blick. Da fassen wir unser Kind bei seiner Ehre an, indem wir ihm sein Amt, worauf es so stolz war, wegen dauernder Nachlässigkeit entziehen. Der kleine Trostlopf oder Schwächer darf wirklich nicht mitspielen, und muß allein in einem anderen Raum bleiben. Es gibt gar viele solcher Mittel, durch die wir dann eingreifen können, ohne die härteste aller Strafen, die körperliche Züchtigung, zu gebrauchen. Ein Kind, das sehr oft tragt und schlägt, bekommt für eine kurze Zeit die Händchen zusammengebunden. Wie schämt es sich vor den andern! Außerdem fühlt es, daß es uns tatsächlich gelungen ist, ihm das Schlagen unmöglich zu machen. Rünftig wird es sich bestimmt hüten, seinen kleinen Kameraden weh zu tun. Die festgebundenen Händchen vor den Augen aller werden ihm stets zur Abschreckung dienen, besser und mehr als es die Körperstrafe vermocht hätte. Neuerlichen, rein körperlichen Schmerz vergiftet ein Kind schneller, als all die innere Scham, die es erlitten hat.

Bei der Bestrafung verfolgen wir natürlich einen ganz bestimmten Zweck. Auf jede Strafe soll die Einsicht folgen, daß Unrecht begangen wurde. Dann erkennt das Kind sein Vergehen an, empfindet Reue und Schmerz darüber, und faßt sogar den Vorsatz zur Besserung.

Sehr viel liegt es an uns Erwachsenen, ob wir die richtige Art der Strafe gewählt und es dadurch verstanden haben, Schmerz und Einsicht in ihnen hervorzurufen. Allmählich schreitet die Erziehung fort, und dann kann bald auch die Strafe immer mehr in den Hintergrund treten.

G. Schwarz, Werkkindergarten, Hüllen.

Gartenbau u. Kleintierzucht

Gartenarbeiten im Monat Januar



Soweit die im Dezember erwähnten Arbeiten aus dringenden Gründen nicht erledigt werden konnten, sollten dieselben im Monat Januar unbedingt zu Ende geführt werden, zumal gegen Ende dieses Monats die Witterung derartige Arbeiten in den meisten Jahren nicht mehr zuläßt. Wo Jauche zur Verfügung steht, ist jetzt die beste Gelegenheit zur Düngung des Gemüselandes, besonders der Rabatten des Rhabarbers und anderer stark wachsender und zehrender Gemüsepflanzen, deren Quartiere zur nächstjährigen Bepflanzung jetzt schon festgelegt sein sollen. Sehr zu empfehlen ist die Aufstellung eines Wirtschaftsplanes für das kommende Kulturjahr, um die Düngung rationell betreiben zu können. Je nach den Anforderungen der Küche werden die Größen der zu bepflanzenden Flächen mit Gemüse in drei Abteilungen bestimmt. Die erste dieser Abteilungen, welche eine besonders starke Düngung erhalten hat, ist für die Anpflanzung von Kohlrarten, die zweite, welche eine Düngung von Kompost oder altem, abgelagerten Dünger bekam, zur Ausfaat von Wurzeigenüssen, Salat usw. bestimmt. Die letzte Abteilung, die zum Ausäen von Hülsenfrüchten dient, sollte eine mehr kalium- und phosphorhaltige Düngung (Kunstdünger) erhalten. Falls der Boden ein schwerer und fester ist, hilft uns eine Düngung mit Asche, die Ertragsfähigkeit der Hülsenfrüchte zu erhöhen.

Man übergehe nicht das Nachsehen der Gemüse in Mieten und Einschlägen, besonders achte man stets auf Faulstellen und Mäusefraß. Bei trockener Witterung vergesse man das Lüften der Aufbewahrungsräume nicht, insbesondere auch der Obstkeller. Dasselbst achte man jetzt auf das infolge von Druckstellen und Pilzen leicht faulende Obst.

Im Obstgarten wird mit dem Winterschnitt der Obstbäume begonnen. Bei allem Steinobst wird nur das trodene Holz und das, was sich durch Kreuzung reibt, durch Ausschneiden mit einer scharfen Reisklinge entfernt. Ein Rückschnitt auf Äugen oder einen dem Kernobst ähnlichen Schnitt unterlasse man, will man einen gesunden und tragenden Steinobstbaum heranziehen. Das Schneiden des Kernobstbaumes sollte man, wenn man den Schnitt nicht sicher beherrscht, lieber einem fachkundigen Gärtner übertragen, wenn die Form usw. später den Besitzer nicht enttäuschen sollen. Eine Einwirkung auf die Fruchtbarkeit hat der Winterschnitt nicht, Fruchtholz erhält der Kernobstbaum nur durch den Sommerschnitt. Derselbe ist besonders an Busch-, Form- und Spalierobst angebracht, beim Hochstamm bildet sich das Fruchtholz nach den einjährigen Schnitten in den meisten Fällen selbst. Die Baumstämme bis in die Krone hinein sind durch Abtragen oder -bürsten von anhaftenden Moosen und Parasiten zu befreien und erhalten einen Kalkanstrich. Bei jungen Obstbäumen ist dieser gegen die Frosteinwirkungen besonders zu empfehlen. Bei trodener, milder Witterung ist gegen pilzliche Parasiten eine Spritzung mit Kupferalkalibromide oder Solbar, gegen tierische Parasiten, Flechten und Moose eine Spritzung mit Obstbaumtarbolineum zu empfehlen. Kupferalkalibromide wird in 2-prozentiger, Solbar in 5-prozentiger und Obstbaumtarbolineum in 5-prozentiger Lösung mit gutem Erfolg angewandt.

Im Ziergarten beginne man nach Erlebigung der oben erwähnten Arbeiten mit dem Schneiden der Ded- und Ziergehölze. Bei Dedsträuchern kann je nach der Entwicklung der einzelnen Arten, und wo es der Stand bedingt, ein Rückschnitt erfolgen. Die Art Sambucus (Hollunder) z. B. verlangt einen Rückschnitt auf etwa zwei Äugen. Die Ziersträucher lichte man hingegen, wenn ein guter Blütenflor erreicht werden soll, nur aus. Der leider so oft in manchen Vorgärten angewandte Rückschnitt der einjährigen Jahrestriebe auf die bekannte Beseitigung ist unbedingt zu verwerfen. Wir erreichen damit niemals einen Blüten-, sondern nur einen Dedstrauch von wulstigem Aussehen, der an diesem Platz seinen Zweck, durch reichen Blütenbesatz zu erfreuen, gänzlich verfehlt. Falls man in Folge eines unpassenden Standortes gezwungen ist, einen Zierstrauch zurückzuschneiden, so beachte man, daß derselbe nur in eine leichte, lose Form gebracht wird um durch Sonnenlicht und Luft üppige Blütenbüschel zu erreichen, da man die Blütenrispen nur am jungen Holz findet.

Wo die Anpflanzung besonderer Ziergehölze unternommen werden soll, übertrage man auch diese Arbeiten, wenn man sich an der Blüenspracht seines Gartens erfreuen will, und man selbst diesen Schnitt bis ins Einzelne gehend nicht beherrscht, einem gärtnerischen Fachmann.

Th. Reusrath.

Ansteckende Geflügelkrankheiten



Ansteckende Geflügelkrankheiten sind die Schrecken aller Geflügelhalter. Sie sind es aber besonders für den Erwerbsgeflügelzüchter. Am verbreitetsten ist heute die Tuberkulose, die auch auf dem Lande einen größeren Umfang angenommen hat: ganze Dörfer sind verheert. Gegen die Tuberkulose gibt es kein Mittel; wo sie auftritt, bleibt nichts anderes übrig, als den ganzen Bestand abzuschlachten, gründlich zu desinfizieren und dann nach Monaten neues Geflügel anzuschaffen. Während sich die Tuberkulose Jahre hindurch in einem Geflügelbestande zeigen kann, tritt die Cholera rasch und verheerend auf. In ganz bösen Fällen kann in wenigen Tagen der ganze Bestand erliegen. Cholera wird zumeist mit dem „billigen“ ausländischen Geflügel eingeschleppt, in erster Linie aus Italien. Ist erst einmal in irgendeinem Geflügelhofe Cholera ausgebrochen, dann erfolgt die Übertragung von Hof zu Hof sehr

schnell, besonders auch durch Sperlinge! Sobald man eine Krankheit unter den Tieren oder unter denen des Nachbarn merkt, gebe man Chinisol ins Trinkwasser, und zwar täglich eine 1-Gramm-Tablette auf etwa acht Liter Wasser. Das gilt auch für Diphtheritis. Bei dieser Krankheit pinsele man aber auch mit einer stärkeren Lösung (ein Gramm auf eine Weinflasche voll Wasser) Rachen und Nase. Von besonderer Wichtigkeit ist es, bei jeder ansteckenden Krankheit die gesunden Tiere von den kranken zu trennen und an einen unverseuchten Ort zu bringen. Man lüfte auch alle Räume mit Kalkmilch, der man Celokresol beimischt und unterlasse es, vom Boden zu füttern. Reinlichkeit — man streue Torfmoos — ist die beste Vorbeuge. Trinkwasser soll täglich frisch gereicht werden.

J. Jue.

Werks-Allerlei

Sterbefall-Unterstützungs-Einrichtung

der Angestellten der Vereinigte Stahlwerke Akt.-Ges., Schalker Verein, Gelsenkirchen

In den Monaten Oktober/November wurde an Sterbegeld gezahlt:

Für ein Kind des Mitgliedes Drenden RM. 125,—

Für die Mutter des Mitgliedes Neubauer RM. 100,—

Für die Mutter des Mitgliedes Strömer RM. 150,—

Für das Mitglied Wilhelm Köppler RM. 500,—

Für den Monat November ist eine Sterbemlage von RM. 1,— erhoben. Im Monat Januar 1929 muß eine weitere Umlage von RM. 1,50 erhoben werden.

In der Generalversammlung vom 6. November 1928 wurde folgende Neuaufassung des § 2 der Satzungen beschlossen:

„Beitrittsberechtigt sind alle Angestellten der Abt. Schalke (auch Pensionäre), aber nur soweit, als sie innerhalb 3 Monate nach Eintritt in Werkdienst ihren Beitritt erklären; ledige Angestellte jedoch, wenn sie 3 Monate nach ihrer Verheiratung oder nach Eintritt ihrer alleinigen Versorgungspflicht gegenüber Vater und Mutter, eine solche Erklärung abgegeben haben. Bei späterer Aufnahme wird ein Aufnahmegelb von RM. 5,— erhoben und erst nach Ablauf einer Wartezeit von 6 Monaten eine Unterstützung nach Maßgabe der Satzungen gewährt. Ueber Aufnahme von letztgenannten Mitgliedern entscheidet der Vorstand.“

Diejenigen Angestellten, welche sich der Selbsthilfe anschließen wollen, müssen sich den Bestimmungen der Satzungen durch Ausfüllen einer Beitrittserklärung unterwerfen.“

Alle der „Sterbefall-Unterstützungs-Einrichtung“ noch Fernstehenden haben bis zum 1. Januar 1929 Gelegenheit, zu dem Aufnahmegelb von nur RM. 1,— Mitglied zu werden.

Eidmann.

Küppersbusch-Herde

Wasch-, Wring- und Mangelmaschinen 1a Qualität

kaufen Sie sehr vorteilhaft mit Zahlungserleicht. bei

Phil. Heinrich, Gelsenkirchen

Schalkerstraße 149

Fernruf 1340

Dem Auge das Beste

Brillen-Reemers

Staatlich geprüfter Optiker Kassenlieferant
Vereins- und Sehhörstr. Ecke, am Apollotheater

Fernruf 2845



Die Zeit ist schlecht, wech ein Gestöhn,
Versteh die Zeit, rauch Lise Ohm

Pianos

Harmoniums

Anzug oder Mantel
dämpfen u. bügeln
nur zwei Mark

Anzug chem. reinigen
6 Mk., Reparaturen
und Entf. billigt
„Mik“
Schalkerstraße 12.

Zoologisches
Spezialgeschäft
GÖBEL

Gelsenk. alter Markt 5
Wattenscheid
Gertrudisstraße 3

Pianohaus

E. Rating
Gelsenkirchen

Hindenburgstraße 5

TIMM'S Kräuterkuren

WELTBEKANNT

Nachweislich viele Erfolge ohne Berufsberatung bei inneren und äußeren Leiden. Durch alle Apotheken zu beziehen, wo nicht, wende man sich an R. Timm, Chem. Pharm. Laboratorium, Hannover, Odeonstraße 3, Brochüre gratis.

Bevor Sie

einen Herd oder Ofen
kaufen, kommen Sie zu mir.
Ich biete Ihnen das, was
ihnen sonst niemand
bieten kann!

Fritz Plaga, Marktstraße 9

Werksangehörige

kaufen gut und billig HERDE von
60 Mk. an, mit Aufsatz 105 Mk.

Dauerbr.-indien für Anthrazith
Fabr. Küppersbusch & Juno
Kaminöfen la Marm. Plaster 93 Mk.
Dauerbrenner für jede Kohle 14.85 Mk.

Beleuchtungskörper für Gas und Elektrisch
Waschmaschinen 39 Mk.

Wassermotormasch. (100 Liter) 82 Mk.
lose Motore 34 Mk. (mit Anbringen)
Korbessel 5,75 Mk., Korbtische 7,75 Mk.
bei Zahlungsvereinfachung nur bei

EBERTS,
Bochumerstraße 54

Maßschneiderei Peters

empfehlen für Haus und
Gesellschaft

Husjoppen, Smoking, Rock- u. Frackanzüge

Werksangehörige

können kleine Anzeigen
über Käufe, Verkäufe,
Wohnungsangelegen-
heiten usw., die kosten-
los aufgenommen wer-
den, an die Schrift-
leitung einreichen.

Kofferhaus Altenbernd

am Bahnhofsvorplatz

Fernruf 728

Besonders vorteilhaftes Angebot in Sprechapparaten

Parlophon

Columbia

Odeon

Apparat	1	2	3	4	5	6
Preis	28	48	60	75	90	100
Anzahlung	3	5	6	7,50	9	10
Wochenraten	1,50	1,50	2	2,50	2	3,50

Verlag: Hütte und Schacht (Industrie-Verlag und Druckerei A.-G.) Düsseldorf, Schließfach 10 043 — Preßgesetzlich verantwortl. für den redaktionellen Inhalt: P. Rud. Fischer, Düsseldorf. — Druck: Stüd & Lohde, Gelsenkirchen.